

Geselligkeit vor hundert Jahren in Rheinfelden

Autor(en): **Senti, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **10 (1935)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geselligkeit vor hundert Jahren in Rheinfelden

Beitrag zur Geschichte eines geistigen Neubaus.

A. S e n t i, Rheinfelden.

Das bis zum Sinken betrachtete Dietschy-Buch von G. A. Frey betrachtet eine markante und kraftvolle Persönlichkeit mitten in den Nöten und Kämpfen des Ueberganges der alten Waldstadt. Ein weit hinaus vernehmbares Gepolter machte hier dem Dornröschenschlaf ein Ende. Daß der Realpolitiker Fr. J. Dietschy in erster Linie auf wirtschaftlichem Boden voranschritt und der Bürgerschaft Neuland anwies, löste auch eine bisher in Rheinfelden nie auffällig gewordene geistige Regsamkeit aus; denn bei Heuschrecken in der Wüste vermag sich wohl der Sinn eines Täufers zu vertiefen; nicht aber wird ein solches Land der Lebensfreude, der Kunst und Wissenschaft förderlich sein, wenn schon ihre Keime in jeder Menschenbrust und in jedem Zeitalter lebendig sind.

Beweis: laut Grünenbergerspruch vom 4. X. 1447 hatten „die eydgenossen gein Rinfelden bracht eynen Iutensleger der dann uß der stat nit wolte vnd gesagt habe, lieber dar zusin, da er zu essen vnd guttage hette, dann anderswo, da er kummer Iyden muste, vnd umb deswillen, das er sich als eyn spilman hielte, haben sie darinne geret, das er umb eynen gulden von ine qweme etc.“ — In der Zeit der großen Erneuerung, die nach dem Rathausbrande von 1530 über Rheinfelden ging, setzten die Bürger ihrer musikalischen Gemütlichkeit im Spitalbrunnen ein köstliches Denkmal, und das an einer Stelle, wo auch die Armen und Gebrechlichen eine Freude daran haben konnten. — An einem Frühlingsabend des Jahres 1859 saßen fünf durchgefallene Dizeammänner im gleichen Schmerze vereint beim Schoppen, während ein Nachdenklicher über einem Aufruf zur Hebung alter Musizierlust und Gemütlichkeit an der Gänsefeder kaute.

So war es von alters her bestellt mit der Rheinfelder Gemütlichkeit und Geselligkeit. So steht es heute noch: die Aergernisse des täglichen Lebens können hier Abbruch tun; die Harmonie

flüchtet sich vor schreienden Dissonanzen in stille Winkel, bis ein Kuckucksruf sie wieder weckt. Wie vor 500 Jahren merkt der Fremde wenig von dem, was sich hinter den Kulissen abspielt. Seit jenem Lautenschlager ist schon mancher Fremdling nach Rheinfelden gekommen; dieser um Musik zu machen, jener um zu tanzen; wenige um in philosophischer Ruhe einen Teil ihrer Jahre verrinnen zu lassen; die meisten jedoch, um tätig sich hineinzustürzen in einen neuen Lebensraum; sie alle aber, soweit sie nicht wieder das Weite suchten, wurden mit hineingerissen in die Strudel von Lust und Leid, von Arbeit und Geselligkeit. So half denn auch jeder mit, aus der Bürgerschaft ein Wesen zu formen, von dem einzelne Züge wie Herbstfäden über Seldwyl glitzern.

Rheinfelden ist immer eine kleine Stadt gewesen, und kleine Städte gelten nicht als großzügig. Die Rheinfelder haben die internationalste Großzügigkeit kennen gelernt, wenn die Kriegsstürme ihre Mauern, Türme und Häuser hinwegfegen wollten. Dann hatten sie genug davon, und jeder zog sich in seinen innersten Winkel zurück. Die alten Rheinfelder konnten von Glück reden, wenn die Welt, der sie aus eigenem Antriebe selber nicht viel nachfragten, ihnen Zeit ließ, das Nest und das Gemüt wieder notdürftig herzurichten. So ist es nicht zum Verwundern, wenn die Geselligkeit auf intimste Kreise beschränkt blieb, anstatt sich in öffentlichen Spielen auszuwirken, wie die Chronisten es von Basel melden, wo nicht nur Männer und Jünglinge, sondern auch Frauen und Jungfrauen in Wettspielen ihre Kräfte und Gewandtheit maßen. Drei Ereignisse vermochten immerhin das Volk in Scharen ins Freie herauszulocken: das alljährliche „Schützenfest“, zu dem der Rat sogar die Stadtmusikanten kostenlos zur Verfügung stellte; sodann ein öffentliches Schauspiel, das gegen Ende des XVI. Jahrhunderts ziemlich regelmäßig stattgefunden zu haben scheint; endlich das Straßenjagen der Sebastiani, des „Zwölfjängervereins“, zu Weihnachten und Sylvester. Umso üppiger schoß zuweilen jene andere unkontrollierbare Geselligkeit ins Kraut in Gaststuben und Privathäusern und bis hinauf in die Hochsitze der Türme. Dem städtischen Trompeter wurde ausdrücklich verboten, auf dem Turme Gastereien abzuhalten und dadurch die Nachbarschaft in der Nachtruhe zu stören. Großzügiger ging es in der „Herrenstube“ zu, im Essen und Trinken nicht weniger als im Schuldenmachen. Die große Revolution hat auch hier einen dicken Strich unter die Rechnung gemacht.

Nur sehr langsam ging der Neubau auch des Geselligen und Geistigen vor sich. „So sparsam in meiner Vaterstadt für feinere gesellige Bildung und Zirkel, in denen solche vorherrschte, in der Periode, welche meine erste Jugend begreift, besorgt schien, so bildeten sich doch von Zeit zu Zeit recht artige Gesellschaften und Kränzchen, mit welchen auch oftmals ein Liebhabertheater in Verbindung gesetzt wurde. Was als Stammhalter des guten Tones in Rheinfelden galt, erhielt Einladungen. Meine Mutter gehörte zu dem engern Verein. Ich selbst war Ehrenmitglied, der, außerhalb der Regel, überall mitgenommen werden durfte, und theils als Bothschafter, theils als Notenwender, theils als Souffleur und Rapporteur des Wissenswerthesten der neuerlichsten Vorfällen in der Stadt, endlich auch als sentimentalere Bewunderer aller liebenswürdigen Eitelkeiten und Thorheiten des weiblichen Theils der Gesellschaft gerne gelitten ward, ja sogar als unentbehrlich galt.“ (E. Münch) Die Lesegesellschaft, die sich im zweiten und dritten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts im „Gasthaus zum Ochsen“ wöchentlich versammelte, kann nicht als eine Neuauflage der alten Herrenstube angesehen werden; die Ideale und die Beschäftigung waren zu verschieden. Kriegs- und Notjahre hatten den Sinn der Menschen zu sehr geändert und wieder mehr nach innen gekehrt. Ohne Zweifel aber wurde diese Gesellschaft die Quelle einer neuen Geselligkeit und eines Vereinslebens, wie es sich vielleicht in keinem andern Orte von gleicher Größe reicher entwickelt hat.

Mitglieder des alten Lesevereins gründeten die Theatergesellschaft, die Stadtmusik und den Männerchor, bildeten größtenteils das Orchester und die Bühnentruppe, die sich kühn an die Opern von Mozart und Mehul heran wagte. Aerzte, Lehrer, Stiftsgeistliche, Rats- und Gerichtsherren und Gewerbetreibende vertrugen sich aufs beste miteinander. Daß in diesen Kreisen reichlich deutsches Kulturgut gepflegt wurde, darf nicht verwundern; für unsere Gegenden war eine vorwiegend schöngeistige Geselligkeit doch etwas Neues. Der Zerfall der Gesellschaft begann bei der Uebersiedlung Dr. J. Wielands nach Aarau und hing mit der Entwicklung der politischen Dinge in Rheinfelden zusammen; die Streiter für und gegen Dietsch waren ja Mitglieder. Mit der Lesegesellschaft stellten in den vierziger Jahren auch ihre Tochtergesellschaften die Tätigkeit ein oder schrumpften auf armselige Grüpplein zusammen, und für einige Zeit scheint die geistige Tätigkeit wie ausgeblasen. Die alte Tragik der Rheinfelder Kulturgeschichte

wiederholte sich noch einmal: im Anfang der Stadtgeschichte wehte ein eifriger Wind die aufgehende Reichsfreiheit hinweg (1330); der Neubau der Stadtkultur zur Zeit der Renaissance blieb unzusammenhängendes Stückwerk. Und nun, kurz vor Mitte des XIX. Jahrhunderts, fiel eine merkwürdig zukunftsfrohe Generation politischen und wirtschaftlichen Stürmen zum Opfer, eben als die besten Geister sich anschickten, mit vollen Segeln in die lebensfreudige Romantik auszulaufen und neues Gut heimzuholen. Gleich wie Rheinfelden seinerzeit die Renaissance, die anderswo doch so hohe Wogen der Geselligkeit warf, hatte überspringen müssen, so löste um 1850 eine wirtschaftlich, sachlich (!) denkende Gesellschaft die Romantik ab, die nur wenige Spuren zurücklassen konnte. Die empfindsame Fußwanderung des künftigen „Professors“ und Salmendirektors C. Güntert nach Berlin ins Semester, die Auf- führung von Sigm. Neukomms Oratorium „Grablegung Christi“, die reizvollen kantonalen Sängereisen von 1835 und 1855 und die ersten Turnfahrten des jungen Turnvereins sind so ziemlich alles, was romantischen Geist atmet. Die „Fuchslochgeschichte“, an sich ein romantisches Zwischenspiel, war das Vorzeichen eines neuen großen Umschwunges. Vielbedeutend zerstießen die Rheinfelder die alte Ringmauer und die Tortürme bis auf einige Reste.

Etwas, das in Rheinfelden kaum nur wenige Plätze gefunden hatte, erstarb mit dessen Mittelpunkt Dr. Jos. Ant. Sulzer im Jahre 1854. Ganz auf ein philosophisch-ethisches Innenleben eingestellt, Menschenfreund in Allem, Freund alles dessen, was Kunst heißt, ließ dieser edle Mann die immer hastiger werdendere Zeit über sich dahinbrausen. Sie scheint selbst das, was er dichtete und komponierte, achtlos wie Herbstlaub in die Welt hinausgewirbelt zu haben. Der Menschen, die ihn noch als stillen Greis kannten, leben nicht mehr viele. Das Bild dieses vielseitig und rastlos tätigen Bürgers, dem der „Dank der Republik“ den Lebensabend nicht versüßte, wird einst ganz verblasen. So wandelte noch ein anderer Zeitgenosse, stille seiner Pflicht als Arzt nachgehend durch den Sturm und Drang der Stadt, Dr. Anton Mayer. Sein Köhlein ließ das Ziehen, wenn im Dorfe draußen ein Bauersmann sein „Grüß Gott Herr Mayerli“ über die Straße rief. Erklang aber sein kunstvolles Geigenpiel von seinem Fenster über dem nächtlichen Rhein, so trugen Wellen und Winde es wieder in die Ewigkeit hinaus, aus der sein gütiges Herz es empfunden hatte. Würden wir genauer, was sich in solcher Häus-

lichkeit zugetragen hat — wir können es nur vermuten —, so blühte hier ein Stück schönster Biedermeierkultur vor dem geistigen Auge auf.

Diese bekam sonst nie Bürgerrecht in Rheinfelden. Die um die Jahrhundertmitte entstandenen Vereine lockten die geselligen Naturen heraus aus dem Familienkreise: die Musiker in ihre Welt, die Kneipbrüder an ihre Stammtische. Dann und wann sammelte sich das ganze gesellige Rheinfelden zu Festzügen durch die Straßen und Gäßchen mit Fahnenflug und Marschmusik; ein buntes Gewimmel erfüllte die Kirche beim Festgottesdienste, die Festplätze in und außer der Stadt. Dieser und jener hörte etwas von „Vaterland“ und „Bruderherz“ aus den Toasten heraus. Dann fuhr der unpoetische Alltag wieder aufräumend durch die Gemüter, und das Leben nahm „in Handwerks- und Gewerbesbanden“ seinen gewohnten Fortgang.

Noch während des Umschwunges erweckten einige Männer die alte Lesegesellschaft anno 1851 zu neuem Leben und taufte sie viel-sagend „Gesellschaft Frohsinn“. Im Lesezimmer lagen die besten literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften auf: „Morgenblatt für gebildete Leute“, „Diskalia, Blätter für Geist, Gemüt und Publizistik“, „Die Natur, Zeitung für Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnis und Naturanschauung“ u. a. Die Klassiker waren reichlich vertreten, auch Uebersetzungen aus fremden Sprachen fehlten nicht. Zu einer Zeit, da die Musik mit Mühe um ein Plätzchen an der Sonne kämpfte, sie, die doch Blüte und Frucht der Geselligkeit ist, bereitete der „Frohsinn“ in aller Stille ein neues gesellschaftliches Leben vor, pflegte alte gute Gemütlichkeit, die langsam auch wieder auf die andern Vereine übergang, welche die Stürme überdauert hatten oder unterdessen neu entstanden waren. An den musikalischen Leistungen dieser Jahre wird schwer Kritik geübt; im musikalischen Stoffe ist es ein hilfloses Suchen, auf vokalem wie auf instrumentalem Gebiete. Eben jetzt zeigte sich der große Wert einer geistig führenden Gesellschaft, wie der „Frohsinn“ eine war. Zu ihren ersten Mitgliedern gehörten Carl Güntert, Carl Schröter, Emil Wieland (Sohn des Regierungsrates) usw. In öffentlichen Vorträgen sprachen Einheimische über Gegenstände philosophischer, literarischer, kunst- und kulturgeschichtlicher Art, aber auch über wichtige Tagesfragen und technische Dinge. Schon eine bloße Aufzählung einiger Themen beleuchtet zur Genüge die kulturellen Fortschritte und weiteren Bedürfnisse des

Zeitabschnittes von 1860 bis 1880: Apollonius v. Tyana, ein heidnischer Messias (Kochbrunner), Römisches Privatleben zur Zeit des Kaisers Augustus (ders.), Die eiserne Zeit, kulturhistorisches Gemälde aus dem XVII. Jahrhundert (Kamper), Die Ernährung, Pflege und physische Erziehung der Kinder (Bürgi, Arzt), Der Ofen in seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung (Muffhauser, Fürsprech), Atmosphärische Luft und Verbrennung mit Experimenten (Müller, Apotheker). Neben dem „Frohinn“ ließ die „Kulturgesellschaft“ Vorträge rein volkswirtschaftlicher Natur halten. Die Schweiz. naturforsch. Gesellschaft nahm von ihrer Rheinfelder Tagung (1867) die besten Eindrücke und Andenken mit. „Die Erdgeister“ hatten die erlauchte Gesellschaft als Gnomen im Salinenwäldchen begrüßt. Müller, Schröter und Güntert waren die Verfasser des sinnreichen Spieles und gehörten 1867/68 dem Zentralvorstande an.

Der Rolle als Kulturträger und Kulturförderer war man sich in der „Gesellschaft Frohinn“ damals wohl bewußt. Es galt vor allem, mit dem stets wandelnden Zeitgeiste Schritt zu halten, Bildung zu verbreiten, Geselligkeit, Gemütlichkeit und Freundschaft zu pflegen, zu einer Zeit, da politische und soziale Regungen die Bürger trennten. Trotzdem ist nichts von väterlicher Hausherrschaft zu bemerken den andern Vereinen und Gesellschaften gegenüber. Ja, der „Frohinn“ als Gesellschaft trat so weit zurück, daß nur „einige hiesige Einwohner“ oder ein „herr Schr.“ oder ein anderer mit dem Stadtrate wegen des Vortragssaales verhandelte. Doch einmal jährlich faßte der „Frohinn“ die geselligen Kräfte zusammen, nämlich zur Christbaumfeier am Dreikönigsabend. Es war weniger ein beschaulicher Rückblick auf ein verflones, denn ein fröhlicher Schritt in ein neues Jahr. Gesang und Musik erklangen durch den festlichen Saal, Worte der Freundschaft gingen in der tadelnden Gesellschaft um, indessen der Weihnachtsmann noch einmal den Lichterglanz des Christbaumes ansteckte. Wenn dann zum Schluß die Teilnehmer Zweig um Zweig sich vom Baume holten, regte sich ein Zug schöner Menschlichkeit. Die Wohlhabenden oder die doch nicht entbehren mußten, gedachten jetzt der Armen und Kranken, und manches Tausend Franken floß in den guten Jahren der Gesellschaft und ihrer befreundeten Vereine wohlthätigen Zwecken zu: dem Armenspital, dem Krankenhaus, armen Familien, in den Kanton und in die Schweiz hinaus.

Die neue Gesellschaft gab ihren Interessen also einen weiteren

Rahmen, als ihn jene ältere besessen hatte. Gerade die Wohltätigkeit war sonst in Rheinfelden um die Jahrhundertmitte ein recht unbeackertes Feld; aber „... Die Zeitumstände gestalten sich immer ernster... Luxus und Bedürfnisse wachsen. In der Sittlichkeit, in der Einfachheit der Lebensweise muß das Glück besserer Tage gesucht werden.“ Dieser Aufruf der „Kulturgesellschaft“ ist ganz im Stil und Geist des Dr. Sulzer geschrieben, welcher sich noch im selben Jahre 1854 zum Heimange anschickte. Die Saat seiner stilleren Arbeit ging auf zwischen den gleichen rauhen Schollen, wo auch Fr. J. Dietsch gesät und bis zum Verzweifeln gehofft hatte. Als dann noch der Bezirks- und zeitweilige Stadtmann J. Stäuble und der Stadtpfarrer C. Schröter die Bestrebungen des einen und des andern Genannten unentwegt weiterführten, rundete sich am Rhein das Bild einer neuen Kleinstadtkultur.

Quellen:

Protokolle und Akten des Stadtarchivs Rheinfelden

Das Stadtrecht von Rheinfelden

E. Münch, Gedanken und Erinnerungen

Anonymer Nekrolog „Dr. J. A. Sulzer“

Archiv des Männerchors Rheinfelden und der Gesellschaft „Froh Sinn“

Ältere Jahrgänge der „Frickt. Zeitung“ und der „Volksstimme aus dem Fricktal“

Beilagen zu den Schlußberichten der städtischen Schulen

„Dom Jura zum Schwarzwald“, I. Reihe

G. A. Frey, Fr. J. Dietsch und seine Zeit

Persönliche Einzelmitteilungen.